

(Nachdruck verboten.)

6]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gey.

„Ich kann nicht, kann nicht hier bleiben, Komotzschka! Begreifen Sie das doch! Hierbleiben bedeutet für mich geistiges Verwahrlosen, eine Regimentsdame werden, Ihre wüsten Abende besuchen, Klatschen, intrigieren, sich über Dienst- und Begegelder zanken . . . über die paar Groschen . . . brrr . . . mit Freundinnen der Reihe nach die beliebten „Lanzabende“ veranstalten, Wint (Kartenspiel) spielen . . . Sie sagen, es ist bei uns gemütlich. Ja, sehen Sie sich doch um Gottes willen dieses bürgerliche Wohlergehen ein wenig näher an! Dieses Filet-Quipure, das ich selbst gestickt habe, dieses Kleid, das ich selbst gearbeitet, diesen ekelhaften rauhen Teppich aus kleinen Lappen . . . Schenßlich, schenßlich! Begreifen Sie doch, lieber Komotzschka, daß ich Gesellschaft brauche, große, wirkliche Gesellschaft, Welt, Musik, Anbetung, zarte Schmeichelei, verständige Freundinnen. Sie wissen, Wolodja hat das Pulver nicht erfunden, aber er ist ein ehrenhafter, kühner, fleißiger Mann. Wenn er nur in den Generalsstab kommt, so schwöre ich, ich bewirke ihm eine glänzende Karriere. Ich verstehe Sprachen, weiß mich in jeder Gesellschaft zu benehmen und besitze — ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll, — so viel geistige Regsamkeit und Beweglichkeit, daß ich mich überall zurechtfinde, mich allem anpassen kann . . . Endlich, Komotzschka, sehen Sie mich einmal an, sehen Sie mich aufmerksam an. Bin ich als Mensch wirklich so uninteressant und als Frau so wenig hübsch, daß ich mein ganzes Leben in dieser Einöde, in dieser elischen Ortschaft, die auf keiner Landkarte verzeichnet steht, vertrauern muß?“

Und sie bedeckte schnell das Gesicht mit dem Taschentuch und brach plötzlich in böses, eigenwilliges, stolzes Weinen aus.

Ihr Gatte, der nichts verstand, eilte beunruhigt mit zerstreutem Ausdruck sofort zu ihr hin. Aber Schurotschka hatte sich schon wieder in der Gewalt und nahm das Tuch vom Gesicht. Tränen gab es nicht weiter, wenn auch die Augen in bösem, leidenschaftlichen Feuer leuchteten.

„Daß nur, Wolodja, laß, Liebster,“ wehrte sie ihn mit der Hand ab. Dann wandte sie sich schon wieder lächelnd Komotzschka zu, nahm ihm abermals den Faden aus der Hand und fragte mit kapriziösem und kokettem Lächeln:

„Antworten Sie doch, ungefüger Komotzschka: bin ich hübsch oder nicht? Wenn ein Weib um ein Kompliment bittet, ist es schon mehr als unhöflich, ihr nicht zu antworten!“

„Schurotschka, schämst Du Dich nicht?“ meinte Nikolajew seinerseits bedächtig.

Komotzschka lächelte gezwungen-verlegen, antwortete aber plötzlich mit ganz wenig zitternder Stimme ernsthaft und traurig:

„Sie sind sehr hübsch! . . .“

Schurotschka drückte die Augen fest zusammen und schüttelte mutwillig den Kopf, so daß das Haar sich löste und ihr in die Stirn fiel.

„Komotzschka, was sind Sie lächerlich!“ sang sie mit dünner Kinderstimme. Der Unterleutnant aber erröte und dachte seiner Gewohnheit gemäß:

„Sein Herz wurde von grausamen Schmerzen zerrißen.“

Alle schwiegen. Schurotschka rührte schnell die Nadel. Wladimir Jesimitsch, der aus Toussaint und Langenscheidts Selbstunterrichtsmethode deutsche Sätze übersezte, brummte leise vor sich hin. Man hörte, wie die Flamme in der Lampe unter dem gelben, seidenen, tappensörnigen Schirm knisterte und zischte. Komotzschka nahm wieder den Faden und zog ihn leise, kaum daß er es selbst merkte, aus den Händen der jungen Frau. Es bereitete ihm einen ganz besonderen, zarten Genuß, zu fühlen, wie Schurotschkas Hände seinen vorsichtigen Anstrengungen unbewußt Widerstand leisteten. Es schien, als wenn ein geheimnisvollverbindender und erregender Strom an diesem Faden entlang floss.

Gleichzeitig blickte er von der Seite unmerklich, aber unverwandt auf ihren gesenkten Kopf und sprach, kaum die Lippen bewegend, in leisem Flüstertone, als wenn er mit Schurotschka ein intimes, zärtliches Gespräch führte, in sich hinein:

„Wie verwegen hat sie gefragt: Bin ich hübsch? O, Du bist schön! Liebe! Hier sitze ich und sehe Dich an — welches Glück! Hör doch: Ich will Dir erzählen, wie hübsch Du bist. Höre. Du hast ein blaßes, bräunliches Gesicht voll Leidenschaft. Und in ihm sind rote, brennende Lippen — wie müssen die küssen! Und Augen, von gelblichen Schatten umgeben . . . Wenn Du geradeaus blickst, ist das Weiße Deiner Augen fast blau, und in den großen Pupillen schimmert ebenfalls trübes, tiefes Blau. Du bist nicht brünett, aber hast etwas Zigeunerartiges an Dir. Dafür ist Dein Haar so rein und zart und hinten mit so akkuratem, naiven und erfahrenen Ausdruck in einen Knoten geschlungen, daß ich es leise mit den Fingern berühren möchte. Du bist klein, Du bist leicht, ich könnte Dich mit der Hand aufheben wie ein Kind. Aber Du bist geschmeidig und hast eine starke Brust wie ein Mädchen; Deine ganze Gestalt ist stürmisch beweglich. Auf dem linken Ohr unten hast Du ein kleines Muttermal wie vom Ohrring — das ist reizend! . . .“

„Haben Sie in der Zeitung nichts vom Offiziersduell gelesen?“ fragte plötzlich Schurotschka.

Komotzschka fuhr zusammen und riß mit Mühe den Blick von ihr los.

„Nein, ich habe nichts gelesen. Aber gehört. Was soll das?“

„Natürlich haben Sie wieder mal nichts gelesen. Wirklich, Jurij Alexejitsch, Sie verkommen. Meiner Meinung nach ist da wieder ein Skandal passiert. Ich verstehe: Duell zwischen Offizieren sind unumgänglich und höchst vernünftig.“

— Schurotschka preßte überzeugt ihre Stirn gegen die Brust. „Aber warum diese Laftlosigkeit? Denken Sie doch: Ein Leutnant hat einen anderen beleidigt. Die Beleidigung ist schwer. Das Ehrengericht bestimmt ein Duell. Dann aber kommt der Unsinn und Blödsinn. Die Bedingungen sind einfach eine Hinrichtung: Fünfzehn Schritte Distanz, Kugelwechsel bis zur schweren Verwundung eines der beiden Gegner . . . Wenn beide noch auf den Füßen stehen, wird weitergeschossen. Das ist ja die reine Schlächterei, das ist . . . Ich weiß nicht was! Aber warten Sie, es kommt noch besser. Auf dem Platz, wo der Zweikampf stattfindet, kommen alle Offiziere des Regiments, beinahe sogar die Regimentsdamen, und im Gebüsch sitzt irgendwo ein Photograph. Das ist abscheulich, Komotzschka! Und der unglückliche Unterleutnant oder Fähnrich — wie Wolodja sagt, so in Ihrer Art — noch dazu der Beleidigte und nicht der Beleidigte — erhält beim dritten Kugelwechsel eine fürchterliche Wunde in den Leib und stirbt am selben Abend unter entsetzlichen Qualen. Dann stellt sich heraus, daß er eine alte Mutter und eine Schwester, ein ältliches Fräulein, hat, die bei ihm lebten, wie bei unserem Michin . . . Nun sagen Sie doch nur: Warum, weshalb war es nötig, aus dem Zweikampf eine so blutige Posse zu machen? Und beachten Sie wohl, das geschieht in der ersten Zeit, nachdem die Duelle bei uns erlaubt sind. Und glauben Sie mir, glauben Sie!“ rief Schurotschka mit brennenden Augen: „sogar erheben die sentimentalen Gegner von Offiziersduellen — o, ich kenne diese verächtlichen, liberalen Haisfüße — sofort erheben sie ein lautes Gejohre: „O, diese Barbarei! O, diese Ueberbleibsel aus dem Mittelalter! O, dieser Brudermord! . . .“

„Sind Sie aber blutdürstig, Alexandra Petrowna!“ flucht Komotzschka ein.

„Das bin ich nicht — nein!“ erwiderte sie scharf. „Ich bin mitleidig. Ich nehme das Insekt, das mich am Hals kitzelt, ab und bemühe mich, ihm nicht weh zu tun. Aber — versuchen Sie einmal, es zu verstehen, Komotzschka — es handelt sich um einfache Logik. Wozu sind die Offiziere da? Für den Krieg. Was ist für den Krieg vor allem erforderlich? Kühnheit, Verwegenheit, Unerblichkeit vor dem Tode. Wo kommen diese Eigenschaften am deutlichsten in Friedenszeiten zum Ausdruck? Bei Duellen. Das ist die Sache. Wie mir scheint, ganz klar. Für französische Offiziere ist das Duell nicht unumgänglich notwendig — weil Ehrbegriffe, noch dazu

berfeinerter Art, jedem Franzosen im Blute stecken — die Deutschen brauchen es nicht, weil jeder Deutsche von Geburt ordentlich und wohldiszipliniert ist; aber wir, wir brauchen es! Dann wird man in unseren Offizierkasinos nicht mehr Falschspieler, wie Artschakowski, antreffen, oder niemals nüchterne Säuser, wie Ihren Kasanski; dann hört von selbst die Duzbrüderschaft und Bettlerschaft, das familiäre Gespött im Kasino, vor der Mannschaft, das allgemeine Botenreizen, das gegenseitige Sich-Karaffen-an-den-Kopf-Werfen, allerdings in der Absicht, nicht zu treffen, sondern vorbeizuworfen, auf. Dann werden Sie sich nicht mehr gegenseitig ins Gesicht schimpfen. Beim Offizier muß jedes Wort wohl erwogen sein. Er soll ein Muster von Korrektheit bilden. Was soll da also die übergroße Empfindlichkeit: Furcht vor einem Schuß! Es ist Ihr Beruf, das Leben aufs Spiel zu setzen. Aber was reden wir noch!

Sie unterbrach augenblicklich ihren Redefluß und machte sich eifrig an die Arbeit. Es wurde wieder still.

„Schurotschka, wie übersetzt man Ssopernik auf Deutsch?“ fragte Nikolajew, den Blick vom Buch erhebend.

„Ssopernik?“ Schurotschka berührte nachdenklich mit der Nadel den Scheitel ihres weichen Haars. „Sag mir den ganzen Satz.“

„Es heißt da . . . Einen Augenblick . . . „Nasch saganitschnyi ssojernik . . .“

„Unser ausländischer Nebenbuhler,“ übersetzte Schurotschka auf der Stelle.

„Unser,“ wiederholte Komaschow flüsternd und blickte nachdenklich in die Flamme der Lampe. — „Wenn ihn etwas erregt,“ dachte er, „kommen die Worte so schnell, klar und deutlich heraus, wie wenn Hagelkörner auf eine silberne Platte fallen. — Unser, was für ein lächerliches Wort . . . Unser, unser, unser.“

„Was flüstern Sie da, Komotschka?“ fragte Alexandra Petrowna plötzlich streng. „Unterstehen Sie sich nicht, in meiner Gegenwart zu träumen.“

Er lächelte zerstreut. „Ich träume nicht . . . Ich habe nur für mich wiederholt: Unser, unser. Was für ein lächerliches Wort . . .“

„Wie dumm . . . Warum ist das lächerlich?“

„Sehen Sie . . .“ — er bemühte sich, seine Gedanken zu erklären. „Wenn man lange ein und dasselbe Wort wiederholt und darüber nachdenkt, so verliert es plötzlich seinen Sinn und wird so . . . Wie soll ich sagen . . .“

„Ach ja, das kenne ich!“ unterbrach Schurotschka ihn schnell und fröhlich. „Nur geht das jetzt nicht mehr so leicht; aber früher, als Kind — ach, wie war das lustig! . . .“

„Ja, ja, als Kind . . .“

„Nun, meine Herrschaften Psychologen oder was Sie sind, es ist Zeit zum Abendessen,“ sagte Nikolajew, vom Stuhl aufstehend. Vom langen Sitzen waren seine Füße geschwollen und sein Rücken schmerzte. Er reckte sich der Länge nach aus, streckte die Hände in die Höhe und bog die Brust heraus, und sein ganzer großer, muskulöser Körper knackte infolge der starken Bewegung in den Gelenken.

In dem kleinen, aber hübschen, von einer mattweißen Porzellan-Hängelampe hell erleuchteten Speisezimmer war kalter Auffschnitt serviert. Nikolajew trank nicht, für Komaschow aber stand eine Karaffe mit Wodka da. Schurotschka verzog ihr liebes Gesicht in eine wunderliche Grimasse und fragte nachlässig, wie sie das häufig tat:

„Sie können natürlich nicht ohne diese häßliche Angewohnheit leben?“

Komaschow lächelte schuldig, verschluckte sich am Wodka und hustete.

„Schämen Sie sich nicht?“ meinte die Wirtin verweisend.

„Wenn Sie schon nicht trinken können, sollten Sie . . . Ich verstehe, Ihrem lieben Kasanski verzeiht man es, der ist ein verlorener Mensch; aber warum Sie? Ein noch so junger, prächtiger, tüchtiger Bursche — und setzt sich nicht ohne Wodka zu Tisch . . . Warum das? Kasanski verdirbt Sie noch ganz und gar.“

Ihr Gatte, der in diesem Augenblick einen soeben gebrachten Tagesbefehl durchlas, rief plötzlich:

„Ah! Sieh doch: Kasanski bekommt aus „häuslichen Gründen“ einen Monat Urlaub. Ta-ta-ta! Das heißt — der hat wieder einmal getrunken! Sie, Jurij Alexejitsch, haben ihn sicher gesehen? War er wieder voll?“

Komaschow blinzelte verlegen mit den Augenlidern.

„Nein, ich habe nichts gemerkt. Allerdings trinkt er ja . . .“

„Ihr Kasanski — ist ein Eckel!“ sagte Schurotschka in wütendem verhaltenen tiefen Ton. „Wenn es von mir abhinge, würde ich solche Leute niederschleichen wie tolle Hunde. Derartige Offiziere sind eine Schande für das Regiment, eine Blamage!“

Sogleich nach dem Abendessen begann Nikolajew, der ebenso viel und eifrig aß, wie er sich mit der Wissenschaft beschäftigte, zu gähnen und meinte schließlich ganz offen:

„Meine Herrschaften, wie wär's, wenn wir nun schlafen gingen? Ein „Nickerchen“ machen, wie es in den alten guten Romanen heißt.“

„Das ist nicht mehr als billig, Wladimir Zefimitjtsch,“ fiel Komaschow, wie ihm selbst schien, mit einer hastigen und einschmeichelnden Ungezwingenheit ein. Während er von Tisch aufstand, dachte er verdrießlich:

„Ja. Mit mir machen sie keine Umstände. Warum komme ich auch immer wieder her?“

Er hatte den Eindruck, als wenn Nikolajew ihn mit Vergnügen aus dem Hause jagte. Trotzdem verabschiedete er sich von ihm absichtlich früher als von Schurotschka und dachte voll Entzücken, daß er jetzt gleich, in diesem Augenblick, den festen und schmeichelnden Druck der lieben Frauenhand spüren würde. Daran dachte er jedesmal, wenn er fortging. Und als dieser Augenblick kam, da war er mit all seinen Gedanken so sehr bei diesem bezaubernden Händedruck, daß er nicht hörte, wie Schurotschka zu ihm sagte:

„Sie, geben Sie acht, vergessen Sie uns nicht; wir freuen uns ja immer über Sie. Statt mit Ihrem Kasanski zu trinken, sitzen Sie lieber bei uns. Nur merken Sie sich: Wir machen mit Ihnen keine Umstände.“

Er hörte diese Worte und verstand sie erst auf der Straße.

„Ja, man macht keine Umstände mit mir,“ flüsterte er mit dem bitteren Gefühl des Gefränktheins, zu welchem junge, eitle Leute seines Alters so sehr veranlagt sind.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine russische Republik.

Als 1462 Iwan III. auf den Thron von Moskau gelangte, war seine Macht so groß, daß er daran denken konnte, die reiche Handelsrepublik Nowgorod zu unterjochen. Hier waren die inneren Kämpfe jetzt so heftig, daß es zwar durch listige Vorpiegelungen gelang, sich in Nowgorod eine Partei zu machen. 1470 schien ihm die Zeit gekommen, sein Blatt mehr vor den Wind zu nehmen. Gegenüber einer Nowgoroder Gesandtschaft reklamierte Iwan die Republik als sein „Vatererbe“, d. h. er erhob den Anspruch, sie zu beherrschen. Diese Kunde verursachte in Nowgorod ungeheure Aufregung. Die republikanische Partei gewann in der Volksversammlung die entscheidende Oberhand unter der Führung einer tapferen und redgewandten Frau, der Witwe des Possadnik Borekly, Marfa oder nach deutscher Aussprache Martha. Sie bewirkte, daß Nowgorod sich für den unvermeidlichen Waffengang nach auswärtiger Hilfe umsah und mit Polen ein Bündnis abschloß.

Als aber 1471 der Krieg ausbrach, erschienen die Polen nicht im Felde. Während also die Nowgoroder auf ihre eigene Kraft angewiesen waren, hatte Iwan an tatarischen Reiterhorden fürchtbare Bundesgenossen. Die Kriegsführung des Großfürsten war dem auch rein tatarisch. Nicht nur wurden die weiten Gefilde des Nowgoroder Gebietes aufs grausamste verheert, sondern außerdem von den Gefangenen, die in Iwans Hände fielen, die Angehörigsten abgeschlachtet, die übrigen mit abgeschrittenen Nasen und Lippen nach Nowgorod zurückgeschickt. Diese Barbareien mehr noch als ein paar Niederlagen in offener Feldschlacht brachten den Mut der Nowgoroder, schreckten sie ab, es aufs Aeußerste, auf eine Belagerung ihrer Stadt ankommen zu lassen. Sie knüpften Verhandlungen mit Iwan an und erlangten einen Frieden, aber unter demütigenden Bedingungen. Zwar blieb ihr Freistaat noch bestehen, aber nur mehr von Gnaden Iwans, dessen Oberherrlichkeit sie anerkannten und dessen Statthalter sie in ihre Mauern aufnehmen mußten.

Schon ein paar Jahre später ging Iwan auf dem Wege zur völligen Selbstherrschaft über Nowgorod einen Schritt weiter. Er erschien 1475 in der Stadt und ließ den Magistrat in Ketten nach Moskau in die Gefangenschaft abführen: gegen das bestehende Recht, wonach kein Nowgoroder außerhalb der Stadt gerichtet werden durfte. „Seit Murik,“ so sagt der Chronist, „war eine gleiche Verletzung der Freiheiten Nowgorods nicht vorgekommen. Nach Moskau zurückgeführt, war Iwan bald nicht mehr mit seinem bisherigen Titel als Fürst von Nowgorod „Gospodin“ (Herr) zufrieden, sondern wollte hinfort „Gosudar“, Herrscher im Sinn von Despot heißen. Diese Offenbarung seiner letzten Absichten rief in Nowgorod einen Ausbruch der Vergewaltigung hervor. Martha und die Republikaner befaßen in der Weisheit noch einmal das Uebergewicht. Der ganze Anhang des Großfürsten wurde niedergemacht (1477). Mit einem großen Heer

rückte Iwan gegen Nowgorod aus. Die Stadt wurde belagert, ausgehungert und zur Kapitulation gezwungen. Am 15. Januar 1478 warfen sich die Vertreter der Republik vor dem russischen Despoten in den Staub und bekannten durch diesen Akt der Erniedrigung, daß sie auf eine Stufe der Rechtslosigkeit mit allen übrigen Untertanen des Großfürsten gelangt seien. Martha und die hervorragendsten Bürger starben in den Kerker Iwans. Gleich ihnen wurde auch die große Glocke nach Moskau geschafft. Kein Ruf zur Volksversammlung erschallte mehr, und mit der Wjatsche verfiel auch der Possadnik. Das einzige, was Iwan seinen neuen Untertanen zu belassen versprach, war ihre alte Gerichtsbarkeit, war Sicherheit der Person und des Eigentums. Aber schon nach wenigen Jahren illustrierte er den Wert dieses Versprechens, indem er nicht weniger als 8000 Nowgoroder ins Innere deportieren ließ, während ihr ganzes Eigentum konfisziert und an großfürstliche Diener vergeben wurde, die nach Nowgorod übersiedelten.

Inzwischen blieben die deutschen Kaufleute weiter in Nowgorod, ohne ähnliche Behandlung zu befürchten. Sie dachten, Iwan werde sie unbeeinträchtigt lassen, weil es ja offenbar gegen sein eigenes Interesse war, die Henne zu schlachten, die ihm goldene Eier legte. Da hatten sie aber die Rechnung ohne die Watsche gemacht, daß Iwan von der Kultur unbedeutend, reiner Barbar war. 1495 geriet er in Streit mit der Stadt Reval, die im Gebiet des deutschen Ordens lag, aber mit den Hanseaten verbündet war. Dort waren zwei Hinger wegen der schwersten Verbrechen zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Iwan fühlte sich mit diesen Galgenbögeln solidarisch und verlangte von Reval als Genugthuung nichts Geringeres als die Auslieferung des gesamten Magistrats zur beliebigen Bestrafung. Dies unterschämte Verlangen wurde natürlich rundweg abgeschlagen. Nun nahm Iwan sich seine Genugthuung an den Hanseaten in Nowgorod. Er ließ die Kaufleute von 49 Hansestädten festnehmen und zu Moskau ins Gefängnis werfen. Der „Deutsche Hof“ wurde geschlossen, das ungeheure Warenlager der Hanseaten beschlagnahmt, die tödtliche Beute gleich den Kaufleuten nach Moskau geschleppt. Einer Gesandtschaft von 70 Hansestädten gelang es später, die Freilassung derjenigen Genossen zu erwirken, die den Leiden ihrer Gefangenschaft noch nicht erlegen waren; den Raub dagegen ließ sich der Großfürst nicht wieder abjagen. Die Folge war natürlich, daß die Hanseaten von nun ab das russische Gebiet, wo sie so wenig ihrer Freiheit und ihrer Habe sicher waren, gänzlich vernichteten. Der Handel von Nowgorod war also fast gänzlich vernichtet. Schließlich muß auch Iwan der Gedanke aufgedämmert sein, daß seine Habgier kurzfristig gewesen sei; denn gegen Ende seiner Regierung gab er Befehl, den Hanseaten ihren Hof in Nowgorod wieder einzuräumen. Aber das war verlorene Liebeshandlung; den Kaufleuten war das Risiko zu groß, und der Handel zog sich von Nowgorod und dem russischen Gebiet weg nach den Städten im Ordensland, Riga, Reval, Dorpat, Wendenburg usw.

Nach dem Fall von Nowgorod war es offenbar nur noch eine Frage der Zeit, daß auch den beiden anderen Republiken der Garaus gemacht wurde. 1489 wurde Wjaska erobert und seiner freistaatlichen Verfassung beraubt. Pskow behielt zwar noch seine Selbstverwaltung, mußte aber die Herrschaft Iwans anerkennen. Iwans Sohn und Nachfolger Wassili unterwarf es dann gänzlich seinem Despotismus. 1510 verlor es seine große Glocke. Zahlreiche Familien wurden ins Innere deportiert. „Unser Land ist verödet,“ heißt es in der Chronik von Pskow, „unsere Stadt zugrunde gerichtet, unsere Märkte sind zerstört, unsere Brüder sind dahin geführt, wo weder unsere Väter, noch Großväter, noch Vorfahren gelebt haben.“ Dies Klagenlied paßt ja auch auf Nowgorod. Aber dieser einst so blühenden Stadt waren noch ganz andere Leiden vorbehalten. Im Jahre 1570 gab ihr Jar Iwan IV., genannt der Grausame, den Rest: jener rasende Massenmörder, der am Vergießen von Blutströmen seine größte Wonne hatte. Zu seinen fürchterlichsten Missetaten gehört das Blutbad, das er in Nowgorod anrichtete. Auf einen blauen Dunst hin, daß dort ein Aufstand geplant werde, brach Iwan zur Verhängung eines Strafgerichtes mit seinen Edlergen, den berüchtigten Opritschniki, im Dezember 1569 von Moskau auf. Auch ohne den Vorwand würde Iwan an Nowgorod sein Mitleiden gefühlt haben; denn als er auf dem Vormarsch die Stadt Iwer erreichte, gegen die absolut nichts vorlag, ließ er hier die Bevölkerung zu vielen Tausenden niedermachen. Am 2. Januar 1570 traf die Vorhut der zarischen Nordbarden in Nowgorod ein. Bald erschien der Zar selbst mit dem Gros und sah nun täglich über die unglücklichen Einwohner ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zu Gericht. Während fünf Wochen wurden alle Tage mindestens 5—600, häufig 1000 Personen nach vorausgegangener Marter zum Tode verdammt und familienweise, Männer, Frauen und Kinder, nach der Wolgawbrücke geschleppt, wo man sie in die Fluten warf. Damit sich niemand durch Schwimmen rette, führten Soldaten in Köhnen, mit Fischhaken, Netzen usw. versehen, auf dem Fluß umher und brachten die noch einmal aufstehenden Opfer um. Die Angaben über die Gesamtzahl der Gemordeten gehen sehr auseinander. Die niedrigsten Ziffern aber lauten auf 27 000 Menschen; gleichzeitig mit diesen Greueln wurde Nowgorod größtenteils zerstört, vollständig geplündert.

So feierte die asiatische Barbarei ihren definitiven Triumph über die europäische Zivilisation mit den Massenmorden, die bis auf den heutigen Tag das unzertrennliche Zubehör des Zarismus geblieben sind und erst aufhören werden, wenn der Zarismus verschwunden und eine neue russische Republik entstanden ist. —

A. Conrady.

Kleines feuilleton.

hl. Europäischer Einfluß auf die japanische Kunst. Japans so hoch entwickelte Kunst, die sich in den Werken der Malerei nicht weniger als in den Erzeugnissen des Kunsthandwerks und vor allem in den zierlichen Gebilden der Klein Kunst bewährte, hat zu verschiedenen Malen einen tiefgehenden Einfluß auf den Entwicklungsgang der europäischen Malerei gewonnen, und unser heutiges Farbengefühl mit seiner Vorliebe für helle zarte Töne ist zu einem nicht geringen Teil an japanischen Vorbildern geschult. Jetzt aber gibt Europa den empfangenen Einfluß zurück. Auf dem Gebiete der Malerei zeigte erst in jüngster Zeit eine in London veranstaltete Ausstellung von Bildern moderner Japaner, wie sehr die europäische Art zu sehen die alte japanische Tradition verdrängt. Aber besonders verderblich wird der Einfluß des Abendlandes für das weite Reich des Kunsthandwerks. Ein bewegliches Magelied über den Untergang dieser alten Kultur stimmt in „Leslies Weckly“ der Amerikaner Ebyne Namsun an, der in Japan nach alten Kunstschätzen sucht. Er mißt die Schuld den Händlern aus Europa und Amerika bei, die für ihr Geld die Japaner dazu gebracht haben, billige Waren herzustellen und, was noch schlimmer war, sie zwangen, sich dabei den schlechtesten ausländischen Mustern anzupassen. So entstand in der Hand der Japaner ein abentheuerliches Gemisch der verschiedenen Stile, das in Europa den Leuten als japanische Kunst angeboten wird. Unternehmende Händler richteten sogar ihre eigenen Werkstätten für die Herstellung dieser den Geschmack verderbenden Plüschware in Japan ein. Wie der heutige Durchschnittsjapaner bereits zu den alten Kunstschätzen seines Landes steht, zeigen folgende Erlebnisse, die der Verfasser erzählt: „Ich war bei einem Karitätenhändler in Kobe durch die großen Zimmer gewandert, die mit den schlimmsten Verbrechen gegen Kunst und Natur angefüllt waren, und fragte nun, ob er mir nichts wirklich echt Japanisches zu zeigen hätte. Ich erklärte ihm offen, daß ich in seinem Lager nur Schund gesehen hätte. Ich wollte gute japanische Holzschnitte kaufen. Er rief seinen Geschäftsleiter, einen Japaner, und ich erklärte beiden genau meine Wünsche. Der Japaner schien von einer solchen Kunst keine Ahnung zu haben. Auch als ich die Namen der ersten Künstler Japans nannte, kannten sie sie nicht; selbst von Utamaro hatten sie augenscheinlich nichts gehört. Schon einmal hatte ich in Nagasaki denselben Versuch gemacht; dort hatte mir ein japanischer Händler in Satsuma und Eisenarbeiten nach umständlichen Erklärungen zugegeben, daß er Holzschnitte wie die von Utamaro gesehen hätte, aber er wußte nicht, wo man sie finden könnte; vielleicht in Fochohama, meinte er. Ich wollte gerade meinen Händler in Kobe verlassen, da fiel mein Blick auf ein Paneelbild von seltener Schönheit, das in Sticerei auf silberfarbener Seide ausgeführt war. Es stellte eine Eute im Rohre dar, die sich mit ausgebreiteten Fittgeln im Gleichgewicht schwebend hielt. Meisterlich war die dunkle Masse des Rohrs gegeben, und in feinstem Kontrast dazu die hellen reharbenen Töne der Eute, das Ganze sich in dem silbergrauen Grund verlierend und von einem Rahmen aus ebenholzschwarzem Lack abgeschlossen. Es war von Yamaguchi. Der Händler sagte mir, daß alle Leute daran vorbeigingen, und zeigte mir einige Oensschirme, die derselbe Mann auf seine Bestellung gemacht hatte. Ich bedauerte den unglücklichen Künstler, der sich zu dieser Arbeit hergeben mußte. Es waren schreckliche Sachen in grellen grünen und purpurnen Tönen, wie der Geschmack der Masse sie liebt. Als ich bei der Seidensticerei verweilte, brachte der Händler aus einem entlegenen Winkel noch ein zweites Paneel des Künstlers hervor, nur einen Preis mit einem zierlichen Vogel auf weißer Seide, aber von erlesenster Feinheit. Mein Händler versicherte hartnäckig, daß ich eine große Ausnahme darstellte, alle übrigen liebten den „Schund“. Der Verfasser meint zum Schluß, daß die Händler und Agenten, die für den europäischen und amerikanischen Bedarf kauften, die eigentlichen Geschmacksverderber wären; das Publikum würde sehr zufrieden sein, wenn man ihm die Wahl unter wirklich guten Sachen ließe. —

1s. Der Ursprung des Petroleums. Es wirkt bei dem hohen Stande der Wissenschaft recht eigentümlich, daß wir für einen so ungemein verbreiteten und wichtigen Gebrauchsgegenstand, wie das Petroleum, den Ursprung noch nicht genau wissen. Wir kennen die Quellen, die es zutage bringen, aber woher kommen diese Quellen? Berühmte Forscher haben völlig entgegengesetzte Meinungen verfochten. Die einen traten für einen unorganischen Ursprung ein, die anderen verfochten die Ansicht, daß die flüssigen Kohlenwasserstoffe, die wir Petroleum nennen, Destillationsprodukte aus Resten von Lebewesen seien. Die berufensten Vertreter hat heute die Theorie, die den organischen Ursprung des Petroleums in Anspruch nimmt. Eine besondere Stütze hat sie durch die Untersuchungen Prof. Potonés von der Geologischen Landesanstalt in Berlin gefunden, der u. a. in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ seine besondere Theorie ausführlicher begründet.

In allen stagnierenden oder sehr schwach fließenden Gewässern setzt sich unablässig an deren Grunde und an geeigneten Uferstellen eine Schicht abgestorbener Organismen ab, die aus Resten tierischer und pflanzlicher Lebewesen besteht und Sapropel (Betonung der letzten Silbe) oder Faulschlamm genannt wird. Die mikroskopische Untersuchung solcher Faulschlamm zeigt in buntem Durcheinander Diatomeen, Blütenstaubkörner, Häute von Wasserflöhen, Insekten

teile usw. Gelegentlich kommen größere Teile, wie Fischschuppen und Kiefernzapfen hinzu. Es sind alltäglich und ständig wirkende Umstände, die an geeigneten Stellen fortgesetzt die Bildung von Faulschlamm veranlassen. Im Laufe sehr großer Zeiträume werden diese Ansammlungen so groß und schließlich von anderen Bestandteilen der Erde so sehr überlagert, daß unter den in der Erdrinde leicht auftretenden Bedingungen, in erster Linie starken Druckwirkungen und Wärme, Destillationsprodukte erzeugt werden, die wir als Petroleum kennen. Prof. Engler in Karlsruhe ist es sogar gelungen, durch Druckdestillation aus tierischen Fetten Petroleum zu erhalten. Daß aber nicht nur die tierischen, sondern auch die pflanzlichen Reste, die ja im Faulschwamm stark vertreten sind, ihren großen Anteil an der Bildung des Petroleums haben, konnte Potonié ebenfalls in hohem Grade wahrscheinlich machen. Er sammelte eine der als „Wasserblüte“ bekannten winzigen Algen, die z. B. die Havel an warmen Sommertagen durch ihre enorme Anzahl intensiv plangrün färben, durch geeignete Vorrichtungen und schickte das Material an Engler. Dieser stellte fest, daß das getrocknete Algenmaterial nicht weniger als 22 Proz. Fett enthielt und unter Druckdestillation ebenfalls Petroleumöle ergab.

Die Potoniésche Theorie erklärt auch zwanglos das so häufige Zusammenkommen von Petroleum in Salzlagern, wie z. B. im Kaspischen Meere bei dem jetzt viel genannten Balu. Denn diejenigen flachen Meeresküsten, die dem Wasser soweit Zutritt gestatten, daß sich mehr oder weniger abgeschlossene Wasserstellen am Ufer bilden konnten, deren Stagnation wieder die Bildung von Faulschlamm begünstigte, mußten allmählich Petroleumlager in nächster Nähe mit Salzlagern ausbilden, die sich aus dem Meeresufer abgesetzt hatten.

Nach Potoniés sehr begründeter Theorie ist das Petroleum demnach auch kein Naturprodukt, das sich nur in längst vergangenen Zeiträumen bilden konnte, sondern die Ursachen zu seiner Bildung wirken unausgesetzt fort, da sich an zahlreichen Stellen der Erde unaufhörlich Faulschlamm und damit das nötige Destillationsmaterial des Petroleums bildet.

Geschichtliches.

— Die Geschäftsbücher der Medici. Der „Neuen Freien Presse“ wird geschrieben: Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat dem Professor an der Universität in Marburg (Hessen) Dr. Heinrich Siebeling eine Subvention aus der Savigny-Stiftung verliehen zum Studium der Handels- und Geschäftsbücher in italienischen Archiven. Professor Siebeling hat in Genua, Pisa und Florenz die Archive untersucht und fand in letztgenannter Stadt die Handelsbücher der Medici, worüber er der Akademie eine umfangreiche Abhandlung überreichte. Aus dieser Arbeit ist zu ersehen, daß dieses berühmte Patriziergeschlecht nicht nur das Bank-, Darlehens- und Eskomptgeschäft betrieb, sondern in gleichem Umfang auch den Warenhandel und dem Versicherungsgeschäft oblag. Zum Zweck dieses Welthandels waren Filialen in Frankreich, England, Deutschland, in Burgund, Spanien und Portugal errichtet worden. Wegen der Unsicherheit und der Schwierigkeiten des Transportes von Edelmetall sind niemals Barzahlungen geleistet worden, sondern nur Kreditanweisungen. Mit den Fürsten wurden nicht nur Finanzgeschäfte, sondern auch Geschäfte in Waren gemacht, wie mit Seide, Tuch, Juwelen, Kunstwerken und Waffen, und in der Regel wurden die Salzsteuer oder andere Staatssteuern hierfür verpfändet. Demnach scheinen die Erfahrungen hierbei nicht immer die besten gewesen zu sein. Denn von Piero de Medici findet sich der Ausspruch, bei Gelddarlehen der Fürsten sei die Gefahr größer als der Gewinn. Unter den Gelddarlehen an Adelige und auswärtige Gesandten finden sich auch unbeglichene Forderungen. In großem Umfange wurde auch die Warenversicherung beim Seetransport betrieben; bei Fahrten über den Atlantischen Ozean betrug die Versicherung 11 Proz. Ein anderes Geschäft wurde wieder mit den deutschen Rompilgern betrieben, welche ihr Geld bei der Firma einlegten und Wechselbriefe dafür erhielten. Mit der Kurie unterhielt das Bankhaus überhaupt einen lebhaften Verkehr; hierbei ist von geschichtlichem Interesse der Fall mit dem Gegenpapste Johann XXIII., welcher, nachdem er seiner Würde entsetzt worden war, das Bistum Speyer in Heidelberg gefangen genommen wurde. Um das Lösegeld von 38 500 rheinischen Gulden zu erhalten, wandte er sich an die Medici von Florenz. Diese leisteten tatsächlich durch einen Abgesandten diese Zahlung an den Pfalzgrafen, aber erst, nachdem der Gegenpapst nach der Schweiz in Sicherheit gebracht worden war.

Geographisches.

— Ueber die Scilly-Inseln, die im Südwesten von Cornwall zwischen 49 und 50 Grad nördlicher Breite liegende Inselgruppe, machte Lardour in der Sitzung der Pariser geographischen Gesellschaft vom 5. Mai d. J. einige Mitteilungen. Der kleine Archipel zählt 200 Inseln und Inselchen ohne die zurzeit niedrigen Wasserstandes zutage tretenden Felsen und Sandbänke. Bewohnt sind nur fünf Inseln mit zusammen 1850 Seelen. Der Zugang ist schwierig und gefährlich infolge der geringen Tiefe des Meeres in dem Archipel. Einen Hafen hat nur St. Mary, die Hauptstadt, doch ist er nur klein und nur für Fischerboote geeignet; die Bai davor kann dagegen große Schiffe aufnehmen. Sonderbarerweise wird von den Bewohnern wenig Fischfang und Schifffahrt betrieben, und es gibt

nur im ganzen 25 Barken. Der Fisch-, Langusten- und Hummerfang wird vielmehr von Engländern, Bretonen und Boulogneesen ausgeübt. Während langer Jahrhunderte lebten die keltischen Bewohner nur von Strandräuberei, d. h. von den Schiffbrüchigen; auf dem Kirchhofe von St. Mary liegen deshalb Vertreter aller möglichen Nationen. Heute sind die Scilly-Inselaner friedliche Gartenbauer, und ihre Heimat ist ein blühender Garten geworden. Das milde Klima befördert die Kultur prächtiger Blumen, und von Januar bis Ende April bedecken sich alle nach Süden gerichteten Hänge und Täler mit Narzissen, Veilchen und anderen duftenden Blumen, und in der Höhe der Saison befördert ein Dampfer täglich bis 35 Tonnen abgeschnittene Blumen nach Penzance, die in London einen guten Absatz finden. Der Wind ist ein großer Feind dieser Industrie, die Inselaner teilen daher ihre Felder in viele kleine Quadrate und umschließen sie mit dichten Hecken. Die Blumenzucht nimmt die ganze Tätigkeit der Bewohner in Anspruch. (Globus.)

Völkerrunde.

— Ueber das Erlöschen der libischen Sprache, die zur finnisch-ugrischen Gruppe gehört, berichtet O. Kallas (Dorpat) im letzten Heft der „Finnisch-ugrischen Forschungen“. Kallas hat durch eine Anfrage bei verschiedenen Kennern Livlands festgestellt, daß das Erlöschen der libischen Sprache eine Tatsache sei. Ein Herr Silin in Riga berichtete ihm, daß in der Gegend von Lemsal vor zehn Jahren noch Leute vorhanden waren, die sich der libischen Sprache bedienten; gegenwärtig aber seien höchstens noch Reste zu sammeln, da sich die Liben vor den Letten ihrer Sprache schämten, und die wenigen Reste infolge von Mischehen rasch verschwänden. Silin hatte auf seiner Reise nach Lemsal noch mit einem angesehenen Bauer gesprochen, der sich als Libe betrachtete und sogar libische Wörter besessen hatte, bis ihm diese eines Tages sein Pastor wegnahm und nicht wiedergab; seitdem war er des Glaubens, daß das Libische eine verbotene Sprache sei und wurde in diesem Glauben durch ein Abenteuer des Herrn Silin selbst bekräftigt. Silin wurde nämlich, weil sein Besuch und seine Fragen aufgefallen waren, vor die Polizei geladen; er wurde zwar alsbald wieder freigelassen, aber der Bauer war seitdem zu Gesprächen über die libische Sprache nicht mehr zu haben. Weiter wurde berichtet, daß in den achtziger Jahren im Seminar zu Riga ein junger Mann aus Salis gewesen sei, der noch Libisch sprach; der sei aber inzwischen auch schon gestorben. Von anderer Seite, darunter dem Pastor in Salis und dem Lehrer in Salismünde, wurde dagegen berichtet, daß in jener Gegend schon vor Jahren die letzten Leute mit libischer Muttersprache gestorben seien.

Humoristisches.

— Boshaft. Hausherr (zum Kolporteur): „Machen Sie, daß Sie fortkommen, wir lesen nicht!“
 Kolporteur: „Vielleicht Bilderbücher gefällig?“ —
 — Ueberflüssig. „Ich werde einem Mäßigkeitsverein beitreten.“
 „Das ist überflüssig, wo Du Dich ja ohnehin nächsten Monat verheiratest.“ —
 — Von der Schmiere. Ritter: „... und siehe, da kommt Kunigunde mit ihren Falkenaugen!“
 Dorfbader (ruft aus dem Publikum): „So a Lug! Hüneraugen hat's Frauenzimmer.“ —
 (Megendorfer-Blätter.)

Notizen.

— Richard Fellingens Unteroffizier-Drama „Der Unsißere“ machte bei der Erstaufführung im Oldenburger Hoftheater einen starken Eindruck. Das Stück wird in Berlin im Kleinen Theater zur Aufführung gelangen. —
 — Der Verein Rhöbus veranstaltete im Münchener Volkstheater eine Aufführung von Lion Feuchtwangers Einaktstücken „König Saul“ und „Prinzessin Hilde“. Das erstere Stück erhielt geringen Beifall, die Prinzessin fiel durch. —
 — Hermann Wahrs Schauspiel in einem Akt „Der arme Karr“ wurde vom Lessing-Theater und vom Wiener Burgtheater erworben. —
 t. Die afrikanischen Zwerge, die von dem Afrikareisenden Harry Johnston nach Europa gebracht worden sind, werden jetzt durch einen besonderen Ausschuss von Gelehrten nach allen Regeln der Wissenschaft untersucht. Einige sind mit Röntgenstrahlen photographiert worden zwecks Erkundung des Knochenbaues in den Händen, Armen und anderen Körperteilen; ferner ist das Blut mikroskopisch geprüft worden, um den Gehalt an etwaigen Krankheitskeimen oder seine Wirkung auf solche festzustellen. Andere Experimente sind bezüglich der sogenannten Zeitreaktion unternommen worden, d. h. mit Bezug auf die Zeit, die zwischen der Erregung eines Nervenreizes und der Zusammenziehung der davon betroffenen Muskeln vergeht. Diese Zeitreaktion gestattet gewisse Schlüsse auf die Beschaffenheit der Gehirntätigkeit. Selbstverständlich sind auch die Körper sowohl männlicher wie weiblicher Zwerge aufs genaueste äußerlich vermessen worden, und schließlich hat man die Schädelbildung noch nach phrenologischen Regeln untersucht.